

Fachtagung „Ethische Qualität der humanitären Hilfe“
am 16. September 2004 in Stuttgart

**Politische Bedrohungsszenarien heute –
Rolle der Humanitären Hilfe**

Thomas Gebauer, Geschäftsführer medico international

Humanitäre Hilfe - eine Intervention der Helfer? – Die Frage verweist auf eine allerdings bedeutende Entwicklung. Tatsächlich erfährt das helfende Handeln gegenwärtig bemerkenswerten Veränderungen. Wenn heute von Hilfe die Rede ist, geht es kaum noch um die nachhaltige Überwindung von Not und Unmündigkeit, sondern meist nur noch um das Abfedern jener Schäden, die eine auf wachsende Ungleichheit und Spaltung gründende Weltordnung unerbittlich und tagtäglich produziert.

Daraus erklärt sich der Bedeutungszuwachs von humanitäre Nothilfe gegenüber von Entwicklungszusammenarbeit, und so wird auch verständlich, warum die Beziehung zwischen Hilfesuchenden und Helfern immer mehr von technischen Erfordernissen überlagert wird. Effiziente Versorgungswege sind gefragt, leistungsfähige Abwicklungskapazitäten und Helfer, die nicht erst lange nach Ursachen forschen, sondern unmittelbar zupacken.

Achten Sie mal darauf, wie in den Medien über Hilfe berichtet wird. Da sieht man Helfer, die sich mit eindrucksvollem Gerät auf den Weg machen, Helfer, die Zugang in ein Krisengebiet verlangen, Helfer, die Journalisten die Lage erläutern, Helfer, die sich mit bürokratischen Apparaten herumschlagen, Helfer, die instrumentalisiert und bedroht werden, Helfer, die sich aus Einsatzgebieten wieder zurückziehen müssen, Helfer die als die wahren, und manchmal tragischen Helden unserer Zeit in Talkshows und Benefizveranstaltungen gefeiert werden.

Dagegen erscheinen die Opfer von Katastrophen oft nur als eine hilflos zusammengekauerte Masse menschlichen Unglücks, als Hintergrund für Spendensammlungen, möglichst dramatisch ins Bild gesetzt. Der Slogan, mit dem ein deutsches Spendenbündnis derzeit auf Werbung geht, liegt da ganz im Trend: Retter gesucht, heißt es lapidar, wo früher mit kritischem Unterton wenigstens noch gestanden hätte: Rettung gesucht! Und vor allem für wen!

Um keine Zweifel entstehen zu lassen: es liegt mir fern, die Hilfe und die Helfer als solche verächtlich zu machen. In vielen Notsituationen gibt es keine Alternative zu unmittelbarer humanitärer Nothilfe. Aber gerade weil das so ist, müssen Hilfsorganisationen sicherstellen, dass ihre Hilfsprogramme nicht am Ende das Gegenteil des Beabsichtigten bewirken.

Das aber war und ist leider allzu oft der Fall. Beispielsweise im Kosovo, als die massive und keineswegs uneigennützig Präsenz ausländischer Hilfsstrukturen in nicht unerheblichem Maße dazu beigetragen hat, die Reste der kosovarischen Zivilgesellschaft, die der Vertreibungspolitik Milosovics entgehen konnten, endgültig an den Rand zu drängen. Aus unabhängigen Intellektuellen, Menschenrechtsaktivisten und Experten für Primary Health Care wurden Fahrer, Dolmetscher und Angestellte im Dienst der Hilfsorganisationen. Als ich diesen traurigen Sachverhalt bei einer Anhörung im Bundestagsausschuss Humanitäre Hilfe und Menschenrechte zur Sprache brachte, gab es zunächst Schweigen und dann die

vielsagende Bemerkung eines Abgeordneten: „Macht nichts, Hauptsache wir haben geholfen“.

Eine allerdings bedenklich stimmende Antwort. Macht sie doch deutlich, wie sehr sich die Hilfe bereits von den Bedürfnissen und den Rechten bedürftiger Menschen gelöst hat und zum Selbstzweck geworden ist. Immer häufiger entscheiden die strategischen Interessen der Geberländer über das Zustandekommen von Hilfe. Krisen, die im Zentrum des globalen Geschehens stehen und auf ein große Medieninteresse stoßen, führen zu einem regelrechten Überangebot von Hilfe, während andere Katastrophen, die nichts Spektakuläres zu bieten haben, in Vergessenheit geraten.

Auch Hilfsorganisationen sind dafür verantwortlich. All zu oft gilt deren Interesse dem rechtzeitigen Abstecken von lohnenden Projekt-Ansprüchen, dem Sichern von Zuschüssen und vor allem dem Zugang zu den Medien, wo der Kampf um den Spendenmarkt selbst dann tobt, wenn gar nicht klar ist, was es vor Ort zu tun gibt – wie dies zuletzt im Vorfeld des Irak-Krieges auf skurrile Weise nochmals deutlich wurde.

Von der Idee einer Hilfe, die auf Überwindung von Not und Unmündigkeit und damit Eigenständigkeit zielt, ist unter solchen Umständen nicht mehr viel zu spüren. Der lange Zeit hoch im Kurs stehende Grundsatz: „Gib dem Hungernden einen Fisch, und er ist einen Tag satt; lehre ihn fischen, und er wird immer satt sein“, wirkt heute merkwürdig angestaubt. Wer im Angesicht eines hungernden Kindes nach den Ursachen des Hungers fragt, gilt in den Augen der Öffentlichkeit wenig glaubwürdig. Die heutigen Helfer halten sich nicht erst lange mit den Hintergründen einer Krise auf. Wo früher die Vorstellung einer anderen Welt zum Handeln motivierte, herrscht heute ein unpolitischer Pragmatismus, der sich nicht einmischen, keine Partei ergreifen will – und doch ständig interveniert, gerade weil er in den Opfern nur noch Objekte von möglichst effizienten Versorgungsmaßnahmen sieht.

Das Wesen der gegenwärtigen Hilfekonzepktion wird deutlich in der Ikonographie, die sie hervorgebracht hat. Sie alle erinnern sich an die Flutkatastrophe in Mosambik. An das Bild des weißen Hubschrauberpiloten, der ein neugeborenes schwarzes Baby aus einem umfluteten Baum rettet. Genau dieses Bild symbolisiert eine „interventionistische Hilfe“, die von außen einschwebt und meist gleich wieder verschwindet. In ihr scheint es keinen Kontext mehr zu geben und so auch keine Gesellschaftlichkeit.

Genau darin aber liegt ein gefährlicher Irrtum. Ob in Mosambik, in Afghanistan oder sonst wo auf der Welt, überall funktionieren soziale Gemeinschaften auf der Grundlage eines komplexen Netzes von Regeln, Abmachungen, informellen Beziehungen, Verwandtschaftsverhältnissen, Clan-Strukturen, wechselseitigen Verpflichtungen, etc. Es wäre völlig absurd zu glauben, dass ein solches Beziehungsgefüge sozusagen über Nacht verschwinden würde, weil sich eine Katastrophe ereignet hat. Ganz im Gegenteil: alle Erfahrungen zeigen, dass es vor allem die lokalen sozialen Strukturen sind, die bei der Überwindung von Katastrophen und dem Wiederaufbau die zentrale Rolle spielen.

In den 50er-60er Jahren untersuchte die amerikanische „Akademie der Wissenschaften“ systematisch das Geschehen, das sich rund um plötzlich eintretende Katastrophen ereignet. Sie fand heraus, dass sich schon in der Impact-Phase, also dem Moment des Unglücks, sog. ad hoc Führungspersönlichkeiten hervortun, die maßgeblich die nachfolgenden Phasen, die Phase der Inventur (wie ist Hilfe möglich? wo sind Angehörige und Freunde?) sowie die Phase der Rettung (was ist zu tun?) gestalten. Höchst selten verharrten die Überlebenden von Katastrophen in Schockhaltung oder Panik, sondern waren – wie es ein Mitarbeiter von UNDRRO, der Katastrophenhilfsbehörde der UN, die heute Teil des UN-Büros für humanitäre Angelegenheiten (OCHA) ist, formulierte – in erstaunlicher Weise unternehmungsfreudig. Auch in Mosambik sind es die Opfer selbst gewesen, die in Nachbarschaftshilfe den weitaus

größeren Teil der Lasten getragen haben, die zur Überwindung der Überschwemmung notwendig waren.

Bekanntlich werden solche Tatsachen sowohl von Politikern als auch von Journalisten und nicht zuletzt leider auch von vielen Hilfsorganisationen immer wieder souverän missachtet. Statt die lokalen Selbsthilfekapazitäten zu fördern, tauchen Hilfsorganisationen heute immer häufiger mit eigenem Personal vor Ort auf und bremsen bzw. lähmen so die Eigeninitiative.

Daraus resultieren gravierende Probleme sowohl für die Qualität der Hilfe als auch für die Helfer. Nehmen Sie das Beispiel Afghanistan, wo nach dem Ende des Krieges 2001 die Einwohner Kabuls der Invasion der vielen ausländischen Helfer nicht nur positiv gegenüberstanden. Weil die enorme Kaufkraft der Helfer die Preise explodieren ließ, weil sich die Mieten für Häuser verzehnfachten, weil lokale NGOs ihre besten Mitarbeiter an internationale Hilfswerke verloren haben, begegneten viele Afghanen den Helfern mit wachsendem Argwohn. Ein Zirkus, klagten die Hilfsorganisationen, die schon länger vor Ort waren und ihre Claims verteidigen wollten, als immer neue Hilfswerke nach Kabul vorstießen. Schnell waren über 200 Hilfsorganisationen vor Ort, die hofften, an den Mitteln, die für den Wiederaufbau zu erwarten waren, partizipieren zu können.

Es ist höchste Zeit, diese unselige Entwicklung zu durchbrechen. Dazu gilt es zunächst, all die Mythen zu beseitigen, die sich um die Hilfe ranken.

Es stimmt einfach nicht, dass die Opfer von Katastrophen völlig hilflos und unfähig zu eigenen Wiederaufbaubemühungen sind. Auch ist es ein Irrglaube, dass es vor Ort an allem fehlt und nur die rasche Bereitstellung aller verfügbarer Hilfsgüter eine schnelle Wiederherstellung möglich macht.

Solche Mythen, die nicht zuletzt aus Publicity und Spenden-Gründen gepflegt werden, mobilisieren zwar die öffentliche Hilfsbereitschaft, führen aber oftmals zu völlig unangepassten Hilfeleistungen: Kartons mit zerschlossener Kleidung, abgelaufenen Medikamenten, Hundefutter für Hungernde, Raucherentwöhnungsdrops, Spaghetti-Sauce, Abmagerungsmittel, in Schweinefett gebackene Kekse, etc. etc.

Seriöse Experten warnen vor einem zu schnellen Handeln. Oftmals sei es besser abzuwarten, bis die tatsächlich am Katastrophenort herrschende Bedarfslage klar wird. Davon aber ist die Wirklichkeit der Hilfe weit entfernt. Statt zunächst gemeinsam mit den Betroffenen zu planen, kommt es nicht selten zu einen regelrechten run auf das Krisengebiet, um möglichst als erster vor Ort zu sein.

Gegen solche Auswüchse ist immer wieder angeschrieben worden. Bleibt zu fragen, warum sich all die Mythen so hartnäckig halten. Wenigstens drei Gründe will ich abschließend nennen.

Da ist einerseits die Tatsache, dass Hilfe mehr und mehr von wirtschaftlichen Interessen durchsetzt ist und so zwangsläufig zu einem Selbstzweck wird. Von „untying aid“ ist heute bei Gebern die Rede, womit die Flexibilisierung der Hilfsmärkte und damit deren Öffnung für normale Wirtschaftsunternehmen gemeint ist. Auch Hilfswerke tragen zu solchen Entwicklungen bei, wenn sie die Komplexität der Situation vor Ort bewusst vereinfachen und auf die psychologisch leicht zu vermittelnden Story vom zupackenden Helfer setzen, der auf angeblich völlig hilflose Opfer trifft.

Zweitens sind da die immer prekärer werdenden Vorgaben der Mediengesellschaft. Nur wer selbst im Bild sichtbar wird, wirkt in der Medienöffentlichkeit überzeugend. Ein entsandter mit T-Shirt, Fahne und eindrucksvollem Auto ausgestatteter Arzt ist natürlich in viel stärkerem

Maße „visible“ als die lokalen Mitarbeiter von Partnerorganisationen, die sich womöglich kaum von der Masse der Opfer unterscheiden.

Und da ist schließlich eine noch immer existierende paternalistische Grundhaltung, die den Mythos von der Hilflosigkeit der Opfer antreibt und auch das permanente Eingreifen in deren Belange legitimiert.

Sartre sprach in diesem Zusammenhang von einem „rassistischen Humanismus“, der daraus resultiert, dass das Elend der Welt nicht vor den Hintergrund der eigenen wirtschaftlichen, politischen und kulturellen Dominanz verstanden wird, sondern allein als Problem des Südens. Die Lösung scheint dann allein in der „humanistischen Aktion“ zu liegen, in der wohlmeinenden Hilfe für die armen Schwarzen, die leiden, weil sie eben so sind. Die Welt aber, das wissen wir, leidet nicht an zu wenig Hilfe, sondern an Verhältnissen, die Hilfe in einem immer größer werdenden Maße notwendig machen.

Hilfe, die dem Anspruch der Überwindung von Not und Unmündigkeit genügen will, muss heute um so mehr eine „reflexive“ sein, eine, die sich selbst prüft, ihren eigenen Motiven nachforscht, die nicht die Not der anderen nur abfedern will, um sie auf diese Weise dauerhaft auf den Status von unmündigen Empfängern fremdbestimmter Hilfe festzuschreiben.

Gegen solche Tendenzen gilt es eine Hilfe stark zu machen, die es zum Glück auch noch immer gibt, selbst wenn sie kaum sichtbar werden kann, weil sie sich an der Seite lokaler Partner ereignet. Eine Hilfe, die nicht erst einfallen muss, sondern deren Träger längst vor Ort sind, wenn Katastrophen eintreten. Und welche Möglichkeiten in einer Arbeit steckt, die auf der Kraft und der Würde der Opfer aufbaut, kann nicht zuletzt im heutigen Afghanistan studiert werden.

Weitgehend unbemerkt von der hiesigen Öffentlichkeit kümmern sich lokale Partnerorganisationen um Minenräumung und die Unterstützung von Kriegsversehrten. Die bald tausend Mitarbeiter, die sie beschäftigen, werden weder ihre Missionen abrechen und sich zurückziehen können, noch sich in sicherheitspolitische Interventionsstrategien einbinden lassen, sondern auch weiterhin in ihren alltäglichen sozialen Zusammenhängen für eine Verbesserung der Lebensumstände kämpfen. Ein Programm, das medico gemeinsam mit der Diakonie und der Caritas fördert.